

4. Februar 2011, Neue Zürcher Zeitung

Destination Sprachschule

Chinesisch lernen ist wahrlich kein Kinderspiel und mit Sicherheit nichts für Ungeduldige



Als Abwechslung zum Chinesischunterricht: ein Ausflug in Pekings Verbotene Stadt, eine vielbesuchte Touristenattraktion.
(Bild: Imago)

Zahlreiche Schweizer Sprachschulen vermitteln Sprachaufenthalte im Peking Mandarin House. Wer dort Erfolg haben will, muss hart arbeiten.

Ion Karagounis

«Wo jiao Ion, wo shi Ruishi ren – Ich heisse Ion, ich bin Schweizer.» – «Wo ye shi Ruishi ren – ich bin auch Schweizerin», sagt Carla, die neben mir sitzt. Es folgen Jeff, ein Kanadier mit chinesischen Wurzeln, Chantal, eine Französin, die in Genf lebt, und Bettina, eine weitere Schweizerin. Rund fünfzig Personen lernen Chinesisch im Mandarin House in Peking, mehr als zehn davon sind Schweizer! – Wir werden in Kleinklassen von vier bis acht Schülern unterrichtet. Jeden Monat beginnt ein frischer Anfängerkurs. Neuankommende müssen einen Eintrittstest absolvieren und werden ihrem Niveau gemäss einer Klasse zugeteilt. Ich steige auf Stufe zwei ein, da ich vor zehn Jahren schon einmal Chinesisch lernte.

«Pferd reiten» – «Pferd essen»

Der Schwerpunkt liegt bei der Alltagskommunikation: einkaufen im Supermarkt, die Wohnung einrichten oder zum Arzt gehen. Während ich kaum Probleme mit dem Satzaufbau habe, tue ich mich schwer mit dem Wortschatz. Mir fehlen Alltagswörter wie Lebensmittel, Wohnzimmer oder Kopfweg. Dafür weiss ich, was chinesische Delegation oder Lesesaal der Universität heisst. Leider fragt mich niemand danach.

Schüler und Lehrerin sind gefordert. Während wir versuchen zu verstehen, was Jiang Yi, unsere Lehrerin, meinen könnte, wenn sie ihr chinesisch gefärbtes Englisch spricht, hat sie Mühe zu verstehen, was wir meinen, wenn wir sie etwas in unserem zum Teil pitoyablen Englisch fragen. Oft vergeht viel Zeit, bis wir alle vom Gleichen sprechen. Manchmal gelingt es gar nicht. – Wir repetieren täglich, und trotzdem tönt immer alles neu. Was wir gestern gelernt haben, ist heute schon vergessen. Jiang Yi trägt es meist mit einem fröhlichen Lachen. Wir dagegen merken: Vier,

nein fünf Stunden Hausaufgaben pro Tag wären notwendig, nicht bloss zwei.

Warum ist Chinesisch so schwierig? Die gesprochene Standardsprache besteht zwar aus lediglich 420 verschiedenen Silben. Doch viele ähneln sich in unseren ungeübten Ohren. Ausserdem wird jede Silbe in vier unterschiedlichen Varianten intoniert und nimmt damit verschiedene Bedeutungen an. Doch damit nicht genug: Selbst wenn sie gleich intoniert werden, können Silben unterschiedliche Bedeutungen haben. Die zutreffende ergibt sich dann erst aus dem Zusammenhang oder aus der Schrift, denn für jede Bedeutung gibt es ein eigenes Schriftzeichen.

Nehmen wir die Worte «Qi ma» (sprich tschi ma) und «chi ma» (sprich tsch ma). Ersteres bedeutet, ein Pferd zu reiten, Letzteres, ein Pferd zu essen. Doch Achtung: Betont man «ma» falsch, verspeist man die Mutter statt das Pferd. Nach sechs Monaten sei man fähig, die kleinen akustischen Nuancen zu unterscheiden, meint Jiang Yi. Und: Selbstverständlich brauche man nicht Zehntausende chinesischer Zeichen zu lernen, mit fünfhundert komme man im Alltag schon weit, und mit zweitausend könne man bereits Zeitung lesen. Das stimmt zuversichtlich, bin ich doch bereits zwei Wochen in Peking und kann schon fünfzig Zeichen.

Der Durchbruch bleibt aus

Manchmal komme ich zudem mit Chinesisch weiter als mit Englisch, etwa, wenn ich mit Anjin spreche, einem japanischen Mitschüler. Sein Englisch ist für mich schlicht unverständlich, auf Chinesisch können wir immerhin andeuten, was wir gemacht haben und was unsere Pläne sind. Ich erzähle ihm, dass ich demnächst zum Dongyue-Tempel im Zentrum Pekings fahren will. «Ah, ah, ah», bemerkt Anjin – wie immer, wenn er etwas begriffen hat. Dann erklärt er mir etwas, ich verstehe allerdings nur Japan und Gott. Er holt einen Notizzettel und schreibt es mit chinesischen Zeichen auf. Das kann ich erst recht nicht deuten. Ich sage «ah, ah, ah», und beide sind zufrieden.

Die dritte Woche bricht an. Detlef stösst zu uns. Jiang Yi spricht nur noch chinesisch, und er fühlt sich hilflos. Wir sprechen über unsere Hobbys, und jedes Mal, wenn er an der Reihe ist, sagt Detlef bloss einen Satz: «Wo qi motuoche – ich fahre Motorrad.» – Obwohl wir erst auf Stufe zwei sind, bringen die meisten von uns Vorkenntnisse mit; nicht selten das Resultat einer Odyssee: Man lernt einige Zeit, gibt entnervt auf und steigt dann nach einigen Jahren neuen Mutes wieder ein. Andere Lehrmittel, mehr Einzelstunden, mehr Konversation, mehr Schriftzeichen und Sprachaufenthalte. Alles wird ausprobiert in der Hoffnung, endlich den Durchbruch zu erzielen.

Wer ohne Vorkenntnisse ins Mandarin House kommt, hat Mühe, über mehrere Wochen mitzuhalten – zu dicht ist der Lehrplan. Da helfen nur Unterbrechungen, um das Gelernte aufzuarbeiten, oder ein Haufen Privatstunden. So wie bei Chantal, die jeden Nachmittag drei Stunden Privatunterricht hat, um den Stoff vom Morgen zu repetieren.

Eines Tages ist das Wort «behandeln» an der Reihe. Jiang Yi fragt: «Wie behandeln dich die Chinesen?» Eine heftige Diskussion setzt ein. Detlef und Chantal klagen über rüde Taxifahrer, unfreundliche Beamte und betrügerische Verkäufer. Uns anderen vier ist noch nichts Derartiges zugestossen. Oder ist es einfach so, dass wir zwar dasselbe erleben, es aber gelassener nehmen als unsere Mitschüler?

Der Praxistest

Allmählich stellen sich Fortschritte ein. So verstehe ich Jiang Yi unterdessen ziemlich gut. Anders

sieht es mit dem Chinesisch der Klassenkameraden aus: Jeff ist ein Problem, weil er zu viele mir unbekannte Worte benutzt. Bei Chantal weiss ich nie, ob sie chinesisch oder französisch spricht. Detlef sagt nie etwas, also gibt es auch nichts zu verstehen. Und am besten komme ich mit Bettina und Carla zurecht – wohl, weil wir drei Chinesisch mit demselben Schweizer Akzent sprechen.

In der letzten Woche meines Aufenthalts kommen wir zum praktischen Teil: individuelle Anwendung von Kapitel elf des Buches zum Thema Haareschneiden. Ich betrete einen Coiffeursalon und erkläre, dass ich die Haare kurz will, auf der Seite sehr kurz, oben etwas länger. Der Coiffeur will wissen – er zeigt es mit dem Kamm an –, ob ich den Scheitel links oder rechts trage. Das irritiert mich, liess sich doch aus meinen Locken noch nie eine Frisur mit Scheitel formen. Ich schlage vor, die Haare nach vorne zu kämmen. Offensichtlich ein Fehlgriff. Die beiden Angestellten verkneifen sich das Lachen. So einigen wir uns darauf, dass die Haare nach hinten sollen. Nach zehn Minuten ist der Schnitt vollbracht, und ich will zahlen. Der Coiffeur sagt: «shi kuai». Ich verstehe nicht. Er sagt es nochmals und zeigt die Zahl, indem er beide Zeigefinger zu einem Kreuz legt. Ich kapiere immer noch nicht. Nun schreibt er die Zahl: 10 Yuan! 1 Franken 60! Kein Wunder, begreife ich nicht, habe ich doch einen viel höheren Preis erwartet.

Das Fazit? Gelernt habe ich: Haare schneiden, lang oder kurz; Frisur belassen, aber etwas kürzen; färben, Dauerwelle machen oder Haare strecken lassen; Kopfmassage, ja gerne, aber bitte nicht zu hart. Gebraucht habe ich «kurz» und «sehr kurz», den Preis habe ich nicht verstanden. Aber ich habe die Frisur erhalten, die ich wollte.

www.mandarinhouse.cn, www.sprachcaffe.de.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/magazin/reisen/destination_sprachschule_1.9346498.html